Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1918)

Heft: 12

Artikel: Aus dem Leben eines bündnerischen Prädikanten des 18. Jahrhunderts

Autor: Kind, Paul H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-396092

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chur. 15. Dezember 1918. Nr. 12

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER. GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT MITTE JEDEN MONATS.

Aus dem Leben eines bündnerischen Prädikanten des 18. Jahrhunderts.

Von Pfarrer Paul H. Kind, Schwanden.

Paulus Kind (1734—1802), Professor am Collegium philosophicum, Antistes der Kirche zu Chur und Dekan des Gotteshausbundes, ist ein Kind des 18. Jahrhunderts, nicht weil er dem Geiste dieses Jahrhunderts verfallen war, sondern ganz einfach, weil er in seinem Leben sieben Jahrzehnte dieses Jahrhunderts durchlief. Er steht mit seiner schlichten, bodenständigen Bündnerart in entschiedenem Gegensatz zu jenem Geiste. Er war ein ausgesprochen religiöser Geist und schränkte seine Tätigkeit ganz auf die Pflege des religiösen Innenlebens, auf die Verkündigung des göttlichen Worts und die christliche Jugendbildung ein. Er war geboren zu Chur am 19. Hornung 1734 als Sohn des Zunftmeisters Christian Kind. Seine Wiege stand in einem jener hohen und schmalstirnigen Giebelhäuser der Oberen Gasse, deren lange und nahe aneinander gerückte Häuserzeilen sich gegenseitig den Himmel und die Sonne rauben. Schon in früher Jugend entschloß er sich, Pfarrer zu werden. Mit Eifer durchlief er die Schulen seiner Vaterstadt, die Lateinschule und das Collegium philosophicum, wo er am 25. März 1751 als Siebzehnjähriger eintrat; dann kam er an das mit den Franckeschen Stiftungen in Halle verbundene Paedagogium und schloß aller Wahrscheinlichkeit nach seine theologischen Studien an einer Universität ab. Im Frühjahr 1752, als Achtzehnjähriger, übernahm er die Stelle eines Erziehers in einem adligen Hause, wahr-

scheinlich der Familie Salis zu Sondrio, wo er sich die Beherrschung der italienischen Sprache erwarb. Ein Jahr später wurde er als Hofmeister der jungen Herren in das Haus des Präsidenten Peter von Salis-Soglio nach Chur berufen und blieb in dieser Stellung während der Jahre 1753 und 1754. Wo er die folgenden drei Jahre zubrachte, ob auf Studienreisen mit seinen Zöglingen oder an einer Universität zum Abschluß seiner theologischen Bildung, das geht aus den spärlichen Nachrichten jener Zeit nicht hervor. Am 16. Juni 1757 wurde er zu Filisur in die rätische Synode aufgenommen und im selben Jahr erfolgte auch seine Aufnahme in die Zunft zu Rebleuten. Die nächsten zwei Jahre, 1757—1759, verbrachte er als Feldprediger bündnerischer Truppen in Holland. Im Frühjahr 1759 wurde er zu einer Probepredigt nach Schiers berufen und am 18. April des Jahres einhellig zum Pfarrer erwählt. Man hatte ihn gewarnt; er ließ sich aber nicht abhalten, den Ruf anzunehmen. „Das Wort des Herrn war in meiner Seele wie ein Feuer, das ich nicht auslöschen konnte.“ Mit jugendlichem Eifer warf er sich in die Arbeit. Die ersten Predigten knüpften an das Gleichnis vom verlorenen Sohn an. Es entstand eine große Bewegung in der Gemeinde. Von Berg und Tal strömte das Volk zu den Predigten und Kinderlehren. Nach dem Gottesdienst pflegte er die Berghöfe zu besuchen und die Leute um sich zu sammeln, um mit ihnen zu reden über die Predigt oder einen Bibelspruch. Besonders anhänglich waren ihm die Kinder. Sie begleiteten ihn zurück ins Dorf, während die vom Dorf ihm entgegenkamen, um ihn abzuholen. Den Konfirmandenunterricht erweiterte er. Auf die Kinderlehre verwandte er besonders viel Mühe. Nach der Kinderlehre versammelte er die Leute oft auf dem Rathaus und hielt ihnen Vorträge. So entstanden Erbauungsstunden, in denen er die Briefe an die Galater und Epheser erklärte. Diese Tage seiner ersten Wirksamkeit waren, wie er sagt, die glücklichsten seines Lebens.

Aber das Glück dauerte nur kurze Zeit. Schon im Anfang regte sich Mißgunst bei einem Teil der Gemeinde. „Er mache die Leute hindersinnig“, murrten seine Feinde. Sie ruhten nicht, bis sie fast die ganze Gemeinde gegen ihn aufgebracht hatten. „Keine Lüge war so unverschämt und gottlos, die man nicht über mich ausgeschäumt hätte. Es war bald keine Art der Grobheit, die man mir nicht angetan.“ Er wurde verspottet, ge-

schmäht, aufs schändlichste ausgehöhnt. Kaum blieb ihm Sicherheit für seine Person. Die Gegner wollten ihn zwingen, sein Amt freiwillig aufzugeben, erreichten aber ihre Absicht nicht. Er hätte geglaubt, sein Gewissen zu verletzen, wenn er aus Feigheit seine Gemeinde verlassen hätte. Sie mußten ihn durch offene Gewalt vertreiben. Zwei Jahre hatte er an der Gemeinde gearbeitet. Da wurde er am 1. Mai 1761 „weggemehrt".

Am 18. Dezember desselben Jahres schloß er in der St. Martinskirche zu Chur seine erste Ehe mit Dorothea Flütsch von Schiers, einer tugendsamen und frommen Tochter aus einem der angesehensten Häuser dieser Gemeinde. Die Ehe dauerte aber nur kurze Zeit. Im ersten Wochenbett wurde ihm die 22jährige Frau entrissen, nachdem sie eines Töchterleins genesen war, das nach wenigen Jahren seiner Mutter ins Grab folgte. So war das Leben des jungen Pfarrers gleich von Anfang an reichlich mit bitteren Erfahrungen bedacht. Und noch waren die Prüfungen dieser Zeit nicht zu Ende. Eben damals geriet er auf dem Rhein bei der Haldensteiner Brücke in Lebensgefahr. Das Floß, auf dem er mit einer Anzahl anderer Leute den hochgehenden Strom hinunterfahren wollte, stieß an ein Brückenjoch und ging in Trümmer. Mit knapper Not konnte Kind mit seinen Mitreisenden dem hochgehenden Fluß entrissen werden. Wahrscheinlich bediente er sich dieses gefährlichen Fahrzeugs bei Anlaß einer Reise, die ihn für ein Jahr außer Landes führen sollte. Er bereiste die Schweiz und Deutschland, vielleicht in Begleitung eines jungen Edelmannes. Leider erfahren wir aber von dieser Reise nichts, als daß er einmal in St. Gallen mit großem Beifall gepredigt habe.

Nach seiner Rückkehr im Jahr 1763 wurde er Pfarrer an der St. Gedeonskirche der freiherrlichen Herrschaft Haldenstein. Er hatte daselbst zuerst nur an jedem andern Sonntag und an den hohen Kirchenfesten zu predigen. Dafür speiste er an der freiherrlichen Tafel und die Bauern mußten ihm den Korn- und Weinzehnten und 2 fl. für den abgelösten kleinen Zehnten geben. Später hatte er alle Sonntage zu predigen und nun wurden die Pfrundeinkünfte etwas erhöht. Neun Jahre lang, bis 1772, verwaltete er dieses Pfarramt. Gleichzeitig begann er seine Tätigkeit als Lehrer an den höheren Bildungsanstalten der Stadt Chur, seit 1766 als Präzeptor an der Lateinschule und seit 1770 als zweiter Professor am Collegium philosophicum.

Im Jahr 1766 war Kind seine zweite Ehe eingegangen mit Anna Katharina Weber, der Tochter eines deutschen Amtmannes und eines Fräulein Planta, und im Jahre 1772 erhielt er seine Ernennung zum Freiprediger an St. Regula in Chur. Damit begann nach der bewegten Jugendzeit die langjährige, gleichmäßige Arbeit im Kirchendienst seiner Vaterstadt, die erst mit seinem Leben enden sollte. Im Jahr 1777 rückte er zum ersten Professor am Collegium philosophicum vor; 1781 wurde ihm das Pfarramt zu St. Regula übertragen und schließlich im Jahr 1792 wurde er nach der Abdankung des Antistes Bilger durch einhelliges Mehren der Zünfte zum Pfarrer an der Hauptkirche St. Martin erwählt, womit die Würde eines Antistes verbunden war. In dieser Stellung war eine große Arbeitslast zu bewältigen; außer dem, was jetzt einem Pfarrer obliegt, noch die Abendpredigt am Donnerstag, der Unterricht am Collegium philosophicum und die Bibelstunden, und besonders ernst nahm er's mit der Krankenseelsorge. In seine Amtszeit fielen überdies einige schwere Seuchen, die die Last der kirchlichen Wochenhandlungen außerordentlich steigerten. Dazu kamen die mannigfaltigen Aufgaben des Kirchenregiments, seit er zu den kirchlichen Würden eines Vizedekans (Assessor ecclesiasticus), Dekans und Moderators der Synode gelangt war. Wo es ihm nötig schien, mehrte er seine Arbeit. Es war ihm daran gelegen, ihr die größtmögliche Wirkung zu geben. Auf seinen Antrag trat an die Stelle der Kinderpredigt die Katechese. Oft bleibt ihm kaum die nötige Zeit zur Vorbereitung auf die Predigt. Doch ist jede Predigt die Frucht eindringender Arbeit. Die schlichten, herzlichen, kraftvollen Glaubensworte des jungen Predigers ergriffen die Herzen. Ein ernstes Anliegen war ihm die Erhaltung guter Sitte. Sein Eifer in der Bekämpfung des Nachtlärms und des Absingens ärgerlicher Lieder trug ihm laut Ratsprotokoll vom 11. April 1776 sogar eine Ermahnung zur Behutsamkeit und Mäßigung ein, damit nicht die Würde der Obrigkeit Schaden leide. Auch die Bekämpfung des „Danzens" verwickelte ihn und Antistes Bilger in einen heftigen Streit mit dem Geheimrat Baptista von Salis, genannt Battistino, einem sonderbaren, eitlen Querkopf. Einen breiten Raum nimmt in der Amtsarbeit Kinds die Seelsorge ein, Seelsorge in dem weiten Sinn, daß er den Kranken Hilfe zu bieten sucht zur Überwindung ihrer Todesfurcht, den Sorgenvollen zum geduldigen

Ertragen ihrer Sorgen, gewissenhaften Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder, geängsteten Seelen zur Freiheit der Gotteskinder, Christen, die sich im Dunkel der Zweifel verloren haben, zur Gewißheit ihres Heils und zur klaren Erkenntnis ihrer Pflicht. Zur Kennzeichnung dieser Tätigkeit hebe ich hervor, was er über seinen seelsorgerlichen Verkehr mit Präsident Peter von Salis-Soglio, dem Haupt des großen Masnerischen Bankhauses und Generalpächter des bündnerischen Zolles, berichtet. Die geschäftliche Stellung dieses Mannes verwickelte ihn in einen hartnäckigen Konkurrenzkampf mit dem Bankhaus Bavier. Man warf ihm Habgier vor und eine übermäßige Bereicherung auf Kosten des Landes. Wir gewinnen aber aus dem Nachruf seines Seelsorgers ein ganz anderes Bild als aus der oberflächlich richtenden öffentlichen Meinung. Er sei ein Vater der Armen gewesen und habe immer eine offene Hand gehabt. „Er konnte manches von der unrechten Seite betrachten; aber es wäre ihm unmöglich gewesen, gegen seine Überzeugung zu handeln." „In seiner letzten Krankheit seufzten viele um sein Aufkommen. Er allein wollte nichts davon hören: Hier bin ich; der Herr tue, was er will. Ich weiß, was er tut, ist das Beste." Und als man ihn an seine sechs unerzogenen Kinder erinnerte, hatte er Kraft genug zu sagen: „Auch für die wird es gewiß das Beste sein, wenn ich sterbe. Ich glaube, was ich nicht sehe."

In die kirchliche Bewegung, die die rätische Synode samt den reformierten Gemeinden aufs tiefste erregte — den Kampf zwischen den Freunden der herrenhutischen Brüdergemeinde und ihren Widersachern —, wurde auch Kind hineingezogen. Wider Erwarten sehen wir ihn auf Seite der Gegner Herrenhuts, und zwar sind es dogmatische Gründe, die ihn bestimmen. Er spricht sich darüber in einem langen Gutachten aus, das er im Februar 1775 zuhanden der Standesdelegation verfaßte, die den Streit schlichten sollte. Auch er gehörte zu der Opposition, die sich an der Churer Synode von 1775 von der Mehrheit trennte und in der Schneiderzunft gesondert tagte; ja selbst zu den sechs Unversöhnlichen, die ihre Wiedervereinigung abhängig machten von der Zusage, daß ihre Bedenken an der nächsten Synode eine gerechte Würdigung finden würden. Von der stürmischen Synode zu Sent, die wieder zu einer Trennung führte, scheint er sich ferngehalten zu haben. Später ließ er der Brüdergemeinde alle Gerechtigkeit widerfahren: „Die mährische Kirche verdient alle

Liebe und Achtung. Sie hat mehr Frucht unter den Heiden geschafft, als alle andern christlichen Parteien zusammen. Man muß sie lieben und nachahmen und in *einem* Geist und Sinn mit ihr das Antichristentum bekämpfen." (Brief vom 24. November 1800.)

An dem bekannten Kampfe zwischen den Gemeinden und Pfarrern um die Gehaltsfrage beteiligte er sich amtlich und persönlich. Er trat für das Recht der Pfarrer auf ein auskömmliches Einkommen mit allem Nachdruck ein, verwarf aber mit aller Entschiedenheit den „Streik", der mehr schaden als nützen werde. Von sich selber konnte er sagen, daß er der Kirche mehr als 20 Jahre lang für wenig über 100 fl. Jahresgehalt gedient habe, während sein höchstes Gehalt nie mehr als 477 fl. betragen habe.

Zu den Geistesströmungen seiner Zeit, besonders in der religiösen Frage, nahm er eine sehr ausgesprochene Stellung ein. Er bekannte sich freimütig zur protestantischen Orthodoxie. Bibel und symbolische Bücher waren die Richtmaße seines theologischen Denkens. Wir sind darüber unterrichtet durch seine Predigten und seine Briefe. Schon im Jahr 1774 knüpfte er einen Briefwechsel mit Lavater an, und nicht ohne ein gewisses Vergnügen liest man, wie der berühmte Lavater sich wehren muß gegen den unberühmten Churer Prediger, der in Lavaters Briefen und Schriften Spuren pelagianischer und sozinianischer Irrtümer finden will.

Ganz im Fahrwasser seiner Theologie fühlt er sich bei seinen Beziehungen zu der am 30. August 1780 durch Dr. Joh. Aug. Urlsperger in Basel gegründeten „Deutschen Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit", später kurz „Deutsche Christentumsgesellschaft" genannt. Es war ein internationaler Bund der Bibelgläubigen zu gegenseitiger Glaubensstärkung und zur Bekämpfung der rationalistischen Theologie. Bald jedoch wandte er sich der Pflege christlicher Liebeswerke zu, besonders der inneren und äußeren Mission, wie denn die Basler Missionsgesellschaft aus diesem Bund hervorgegangen ist. Kind stand in regem Briefwechsel mit der Gesellschaft und ebenso sein Freund, der Ratsherr und Stadthauptmann Jonas Huser von Winterthur. In allen Fragen, die die Gesellschaft beschäftigen, beweist er einen nüchternen und verständigen Sinn. Große Freude machen ihm die Anfänge der protestantischen Mission,

für die er aus seinen bescheidenen Mitteln reichliche Gaben spendet. „Nelsons Sieg ist für England ein süßes Morgenbrot, aber die glückliche Ankunft der Missionare des Evangeliums in Otaheiti ist für alle Kinder Gottes eine königliche Mahlzeit."

In besonderem Maße liegt ihm der Stand des religiösen Lebens in seinem Vaterland am Herzen. Er anerkennt dankbar, daß auf den meisten Kanzeln des Landes das lautere Evangelium gepredigt werde. Man werde im Prätigau kaum eine Gemeinde finden, wo nicht Seelen mit wahrem Herzenschristentum zu finden wären. In Celerina gebe es deren viele, die am Tage des Herrn die Freude ihres verehrungswürdigen Lehrers und Gemeindebürgers, des Pfarrers Frizzoni, sein werden. Oft freilich beklagt er auch die Fruchtlosigkeit seiner Arbeit. „Es ist doch viel zu wenig, nur hie und da einer Seele zur Stärkung im Glauben zu dienen."

Wie sehr er Menschen und Dinge unter den religiösen Gesichtspunkt stellt, zeigt ein Wort über Friedrich den Großen. Es ist ihm unmöglich, die geschichtliche Größe dieses Verehrers Voltaires und der französischen Rationalisten zu würdigen. „Die Sache Gottes wird zuletzt doch triumphieren. Satan hat seine Zeit; Geduld, Aushalten und Glauben der Heiligen wird endlich siegen. Götzendiener hatten immer einen Gegenstand, ein Idol, das Ohren hatte und nicht hörte, so die Anbeter des toten Fritzen, der mit all seiner Weltweisheit und Kriegs- und Regierungshandwerk ein armer „Marquis" geworden wäre, wenn Gott nicht den Todesengel an Elisabeth (von Rußland) gesandt hätte."

Unter demselben religiösen Gesichtspunkt betrachtete er auch die Stürme der französischen Revolution und die Kriege des revolutionären Frankreich. Die Bedrohung der Eidgenossenschaft und der drei rätischen Bünde durch diesen Staat, vor dessen räuberischen Instinkten nichts Bestehendes sicher war, machte sich schon in den ersten Jahren der Umwälzung spürbar. Er erkennt in der ganzen Bewegung ein göttliches Gericht. „Das arme Frankreich, dem Voltaire einen irreligiösen Freiheitssinn eingeflößt hat, fühlt seine gerechte Strafe." Er beklagt die Straßburger Freunde: „Es ist eine Stunde der Versuchung über das Christenvolk gekommen, wo es sich notwendig in zwei Teile scheiden muß, in Selbstweise und in Narren vor der Welt. Das letzte müßte uns Ehre und Freude sein. Moser hat schön und

wahrhaftig gesagt: Jeder Mensch muß einmal ein Narr sein, entweder hier oder dort. Ich will es lieber eine kleine Zeit, als ewig sein."

Das Jakobinertum ist ihm ein Greuel. Er hofft, die stolzen Jakobiner werden beim ersten Angriff der konföderierten Mächte fallen, hat aber allerdings die Stärke der alternden Monarchien über- und die Jugendkraft des revolutionären Staates unterschätzt. Es scheint ihm sonderbar, daß zwei große Monarchen vor dem Heere der Revolution zurückweichen, gibt aber zu, daß es der Welt Lauf ist, sich eines Bedrängten anzunehmen, wenn man Hoffnung hat, es mit Ruhm, Ehre und Vorteil zu tun, und ihn zu verlassen, wenn man darüber leiden müßte. Er sieht einen Zusammenhang zwischen der Vernichtung der evangelischen Kirche Frankreichs durch dessen Könige und der gegenwärtigen Not des französischen Königtums. „Welche Seufzer werden einst von unsern Brüdern in Frankreich gen Himmel gestiegen sein, als es ihrem König gelang, die öffentliche Predigt des Evangeliums zur Missetat zu machen und die Hirten der Herde auszurotten. Gott ist ein verborgener Gott."

Froh ist er, daß er der Revolution seinen Beifall von Anfang an versagt hat. „Die Regenten sollen ja allerdings Väter und nicht Despoten sein. Aber dem allgemeinen Geschwätz von Gleichheit kann ich nicht beistimmen." „Die Nachfolge Jesu, der nie wider die Erpressungen der römischen Landvögte und des Herodes und gegen die gewalttätigen Einsetzungen der Hohenpriester schrie, der bei der Ermordung der Galiläer die Leute an sich selber denken lehrte, muß den wahren Christen von den andern unterscheiden."

Englands Schicksal in seinem Kampfe gegen das revolutionäre und bonapartistische Frankreich berührt ihn aufs tiefste. Was er von den kirchlich und religiös angeregten Kreisen des englischen Volkes Gutes vernahm, das übertrug er auf das ganze Volk. Ihm war England ein auserwähltes Gottesvolk. Seine Siege und Bewahrungen waren ihm Taten göttlicher Gnade. „Was Gott diesen Frühling (1801) für England getan hat, ist mir ein Denkmal, daß die Zahl seiner Kinder daselbst groß sein müsse. Wie finster sah es um England im Anfang des Jahres aus! Aber seit dem Durchgang durch den Sund und dem Sieg bei Kopenhagen (!) und Pauls (von Rußland) Tod zweifelte ich keinen Augenblick, daß das Gebet der frommen Eng-

länder erhört sei. Alle noch so furchtbaren Anstalten zur Landung (des bonapartischen Heeres) waren mir ohne Bedeutung. Nicht wegen des Mutes des englischen Volkes bei einem Einfall auf die Insel, nicht wegen seiner mächtigen Flotten, sondern weil ich nicht glauben konnte, daß Gott, der im Frühjahr aus dem Abgrund geholfen, im Sommer versenken werde."

Die gärenden Gedanken der Revolution fanden auch in den Drei Bünden Eingang und führten zu einer schweren Erschütterung des Freistaats. Vieles bedurfte freilich einer besseren Ordnung und es fehlte eine starke Staatsgewalt, während ein leidenschaftlicher Parteikampf und Familienhaß herrschte. Kind hielt sich neutral, obwohl er der konservativen Richtung angehörte und politischen Neuerungen zweifelnd gegenüberstand. Im Auftrag der im April 1794 nach Chur zusammenberufenen außerordentlichen Standesversammlung richtete er ein Schreiben an seine Amtsbrüder, das ihnen die Einmischung in die Politik verbieten sollte. Es ist mit seiner feinen Ironie und Behutsamkeit interessant genug, um mitgeteilt zu werden:

„Die hohe außerordentliche Deputation der Erlauchten Gemeinden unseres Freistaats, so dermalen die höchste Gewalt in Händen hat, ließ mich durch drei würdige Abgeordnete höflich ersuchen, meinen Herren Brüdern anzuzeigen, daß sie sich in das Politische nicht einmischen, sondern sich einzig und allein mit Verkündigung des Evangeliums beschäftigen sollen. Ich erfülle diesen Auftrag desto lieber, weil sich bei Ankunft unserer lieben, ehrlich patriotisch denkenden Landleute das Gerücht verbreitet hatte, daß reformierte Pfarrherren das Volk aufstiften. Die Gegenantwort wird mich, wie ich sicher erwarte, in den Stand setzen, dieses Gerücht als falsch widerlegen zu können. Glücklich sind wir, liebe Brüder, in diesen Zeiten, daß wir, es sei nun durch ein Gesetz oder durch die Übung, unter allen freien Bündnern allein von Räten und Täten löblicher gemeiner Länder und an weit den meisten Orten vom Stimmen und Mehren ausgeschlossen und also von der Einmischung in politische Händel befreit sind. (sic!)

Wie unwürdig wäre es unsers heiligen Standes, wie nachteilig der Erbauung, wenn sich einer aus uns so weit vergessen sollte, Miet und Gaben zu nehmen, um Sklave einer Partei zu werden, oder die heilige Stätte, von welcher die Botschaft des Friedens erschallen soll, bis zur Kriegsposaune zu entweihen. O, das wird von Euch, liebe Brüder, ferne sein! Ihr werdet vor Gott, in Gott, mit Gott, sein Wort predigen, den Frieden, die Versöhnung in unserm Herrn Jesus Christus denen, die nahe sind und denen, die ferne sind, verkündigen, zum Glauben erwecken, zur Gerechtigkeit ermuntern, zur Liebe, zum Frieden, zur Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut, Keuschheit und zu allen Tugenden auffordern, Fürbitte anempfehlen,

die vortreffliche Regel des Heilands einschärfen, die der Einfältigste so gut als der Scharfsichtigste gebrauchen kann. Ihr werdet vor allem, was der heilsamen Lehre unseres Herrn und Meisters zuwider ist, mit Ernst als Knechte Gottes warnen und Euch selbst in allen guten Stücken zum Muster darstellen, Gebet und Flehen für die Wohlfahrt der Kirche, unseres Vaterlandes gen Himmel schicken und dadurch den Willen Gottes, unseres Herrn, alle patriotischen Vorschriften und den Wunsch desjenigen erfüllen, der sich eine Ehre daraus macht, zu sein

Euer ergebener, gehorsamster Diener und Bruder

Paullus Kind, Dekanus Praeses.

Sehr schmerzlich war ihm die Erneuerung des Mailänder Kapitulats von 1639, die die reformierte Religion neuerdings aus den Untertanenländern verwies. Ganz ungeheuerlich kamen ihm die Urteile des Strafgerichts vor; die maßlosen Geldbußen, die viele von den besten und wohltätigsten Bürgern am Vermögen schädigten. Oft kehrt in seinen Briefen die Klage über Teuerung wieder. Manche Bemerkung erinnert an die Nöte der Gegenwart, so, wenn er schreibt: „Das Vieh geht unter dem einen und andern Vorwand aus dem Land. Durch Zürich sollen verflossenes Jahr bei 200 000 Stück passiert sein.“ Sein Rechtsgefühl sträubt sich gegen die Politik Bonapartes, der die Rebellion der Untertanen begünstige und entweder ihre Zulassung zur Mitregentschaft oder ihre Vereinigung mit der zisalpinischen Republik verlange, d. h. die rätische Republik entweder vergiften oder verstümmeln wolle. „Was für Recht haben die Herren in einem neutralen Staat?“ Man sieht, die liberalen Ideen der Revolution hatten in seinem konservativen Geist noch nicht verfangen.

Über die neue Ordnung der Dinge äußert er sich zweifelnd. Er mag den Angehörigen der aristokratischen Orte ihre Freiheit vom Landvogt wohl gönnen, glaubt aber, sie werden es früh genug empfinden, daß ihre Lage mißlicher geworden sei, da sie am Staat ihren Vater verloren haben. Gelinge es übrigens Frankreich, Bern zu unterdrücken, so sei es um die Freiheit der Schweiz geschehen. „Sie werden alle sterben, wenn das Haupt abgeschlagen ist.“

Über das Strafgericht von 1798, das die großen Staatsausgaben durch Bußengelder decken sollte, äußerte er sich: „Ich sprach immer gegen Strafgerichte, weil sie den Haß von Kindern auf Kindeskinder fortpflanzen, aber umsonst! Als ich im August den Fall der herrschenden Partei (der Patrioten) voraussah, be-

mühte ich mich, Frieden zu stiften und die Parteien zu versöhnen unter der Bedingung, daß Gemeine Lande die drei Punkte erklären wollten: 1. die dermaligen Regenten sollen von aller Rechenschaft frei sein; 2. die anno 94 und 98 an Ehre oder Vermögen gelitten, sollen schadlos gehalten werden; 3. Gemeine Lande sollen alle Unkosten und abgenommenen Bußen als Schuld auf sich nehmen, um es in 40 bis 50 Jahren abzuzahlen. Ich sagte das am Schlusse einer Predigt; es half aber nichts."

Über den Anschluß der rätischen Bünde an Helvetien (August 1798) dachte er wie die Mehrheit der Gemeinden: „Sobald sich die Schweiz selbst regieren kann, sind wir für die Vereinigung; nur jetzt nicht." In der Tat, was hatte der Anschluß an ein von Frankreich beherrschtes Land für einen Sinn? Der Bürgerkrieg der Eidgenossen wegen der Helvetik griff ihm ans Herz. „Gott weiß, wie es uns ergehen wird. Bünden steht nun da, wie das Vorderteil eines Schiffes auf trockenem Boden, ein Überrest vom andern, das Schiffbruch gelitten. Gott weiß, ob die Flut es auch noch hinreiße."

Den Behauptungen der abgetretenen Regierung tritt er entgegen: „Es ist grundfalsch, daß das Mehren Gemeiner Lande durch List und Schrecken erkünstelt worden. Unser Volk hält seine Verfassung für die freieste in der Welt und begehrt sie mit keiner andern zu vertauschen. Übrigens verachtet bei uns niemand die Schweiz. Wie bedauern sie nur."

Im Januar 1799 schreibt er: „Mit uns hat hier der Herr überaus gnädig gehandelt. Hätten wir die helvetische Konstitution angenommen, so wären wir als Bundesbrüchige von Österreich verschlungen worden, ehe Frankreich etwas für uns hätte tun können, und seine Hilfe wäre ein Krieg gewesen." Wir erkennen aus all diesen Äußerungen einen festen, seiner selbst sicheren Mann mit hellem, nüchternem Verstand.

Die Jahre 1799 und 1800 brachten, wie bekannt, nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges der österreichisch-russischen Allianz und nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes im Oberen Bund die Besetzung des Landes durch Frankreich und die gewaltsame Einverleibung in die schweizerische Eidgenossenschaft durch die napoleonische Mediationsakte vom Jahre 1803. In der Zwischenzeit von 1800 bis 1803 regierte ein vom französischen General Lecourbe eingesetzter sog. Präfektur-

rat unter dem Vorsitz von Gaudenz von Planta (genannt „der Bär"), des unversöhnlichen Feindes der Familie Salis und Hauptes der französisch gesinnten Patriotenpartei. Kind machte aus seiner Abneigung gegen die Neuerungen kein Hehl und zog sich dadurch das Mißfallen der „patriotischen" Regierungsmänner zu. Man beschloß, ihn aller seiner Ämter zu entsetzen. Es scheint aber, daß dem Beschlusse keine Folge gegeben wurde. Dagegen bewog ihn eine Drohung des Gaudenz von Planta, den er übrigens als einen Mann von ausgezeichneten Geistesgaben, der ihm bisher stets mit Achtung und Zuvorkommenheit begegnet sei, hochschätzte, vorübergehend mit Frau und Magd wahrscheinlich ins Schanfigg zu entweichen und sich dem angedrohten Gewaltakt zu entziehen. Die Frau kehrte allerdings schon nächster Tage zurück und bekam sogleich sechs wilde Soldaten ins Quartier, die ihr ihre Kleinodien und alles Silbergeschirr stahlen. Kind selber verlangte und erhielt einen Paß für die Rückkehr nach Chur. Nach einigen Tagen entschloß er sich, wieder Hausbesuche zu machen, und wurde bei Anlaß eines Ausganges, ohne Zweifel auf Anstiften seiner einheimischen Gegner, durch zwei französische Offiziere abgefaßt und aufs Rathaus gebracht. Der Präsident der neuen Munizipalität jedoch (wahrscheinlich Bürgermeister von Tscharner) erwirkte ihm bei General Masséna die Erlaubnis, nachts um 10 Uhr in sein Haus zurückzukehren. Die Franzosen behandelten ihn auch mit aller Höflichkeit und geziemenden Rücksicht. Übrigens sagt er: „Durch die Güte meines Herrn hab ich noch keine traurige Stunde gehabt, und meine Feinde aus meinem Volk, die mich um Amt und Einkommen bringen wollen, haben an mir — Gott weiß es — nie einen gehabt, der nur *einem* Übles zu wünschen sich je erlaubt hätte. Gelingt ihnen ihr Vorhaben, so wird Gott mir ein anderes Äckerlein anweisen." Beim Rückblick aufs Jahr 1801 kann er jedoch rühmen: „Was mich betrifft, so bin ich durch die Gnade und Güte meines Herrn unter allen Stürmen erhalten worden. Es wollte mir zu Zeiten schwer fallen, daß ich durch Raub, Einquartierung, Mangel an Unterstützung, Teurung im Dienst einer Gemeinde verarmen solle. Ich habe aber doch immer das Nötige bekommen." Daß übrigens Kind kein unbedingter Gegner der Vereinigung mit der schweizerischen Eidgenossenschaft war, sondern nur gegen die gewaltsame Aufdringlichkeit einer politisch und religiös radikalen Partei sich empörte,

beweist ein Brief vom 25. Januar 1802, in dem er schreibt: „So viel auch unser Volk bei der Vereinigung mit der Schweiz dem Äußern nach (d. h. an seiner Souveränität) verliert, so viel mehreres kann es dem Geiste nach gewinnen."

Auch die letzten Zeiten seines Lebens waren noch getrübt durch ungesetzliche Übergriffe des von den Franzosen eingesetzten Präfekturrats in die Rechtsame der Synode. An der Synode zu Malans vom Jahr 1801 kam es zu einem scharfen Zusammenstoß. Kind hatte durch ein Schreiben an die Synode gegen jene Übergriffe sich beschwert und war deshalb, wie's im Protokoll heißt, „von seines unanständigen Betragens wegen" vor das Kapitel geladen worden. Darauf protestierte er und weigerte sich, der Vorladung Folge zu leisten. Er wurde deshalb mit 22 gegen 20 Stimmen vor eine neue von der Synode eingesetzte Kommission beschieden, die nach Schluß der Synode zusammentreten sollte. Kind erschien, erbat sich die Erlaubnis zu reden und „schloß seine kurze Anrede mit einer feierlichen Protesta gegen die letzte zu Malans abgehaltene Synode und alle ihre Verfügungen und appellierte an die künftige Synode und trat protestando ab". Man ließ ihn fragen, „ob und wann man die Gründe zu erwarten hätte, von denen in unserer Erkanntnus die Rede sei", und erhielt die mündliche Antwort: „auf der nächsten Synode".

Die Synode des Jahres 1802 versammelte sich in Chur. Antistes Kind konnte ihr aber nicht mehr Rede stehen. „Praeprimis", meldet das Protokoll, „clarissimus Professor Grassus beatum obitum viri dignissimi Professoris Antistitis atque Decani Pauli Kindii post cineres colendi, a° ministerii 45, aetatis 69, aperuit."

Ohne Zweifel hatten die Aufregungen der vorausgegangenen Konflikte dazu beigetragen, seine Lebenskraft zu erschöpfen, und nicht minder die Entbehrungen der jüngstverflossenen Jahre samt dem Übermaß der Arbeit. Seit Jahren hatte er über Schwäche und Schmerzen der Augen geklagt, die ihn an der Arbeit hinderten, und ebenso über Schmerzen in den Muskeln, die ihm die oft so weiten und mühsamen Reisen zur Synode sehr beschwerlich machten. Dagegen nahm er die Anfeindungen, denen er seit der revolutionären Erregung des Volkes ausgesetzt war, nicht schwer. Seine Stimmung ist eher froh als traurig. In einem Brief vom 26. April 1802 — seinem letzten — klagt er:

„schon acht Tage bin ich äußerst matt und doch mußte ich gestern predigen. Morgen hab' ich schon wieder eine Leiche." Anfangs Maimonats bei Gelegenheit der öffentlichen Schulprüfungen hielt er als Scholarch (Vorsteher des städtischen Schulwesens) noch eine herzliche, rührende Rede an die Schuljugend. Es war seine letzte Amtshandlung, sein letzter Ausgang. Er hatte sich zwar noch lange die größte Gewalt angetan, um sich in Tätigkeit zu erhalten, aber schließlich erlag doch der geschwächte Körper. Es war gerade an einem Sonntag, da er sich schon auf die Predigt vorbereitet hatte, als er den ersten, heftigen Anfall seiner Krankheit bekam. Er äußerte sich in einer Ohnmacht. Seither kam Kind nie mehr ganz zurecht. Er selbst sagte seinen Tod voraus, und sein Verlangen abzuscheiden ward um so stärker, je näher sein Ende rückte. Weit entfernt von Ungeduld und mürrischem Wesen, pries er die göttliche Gnade, die ihn begleitet hatte. Zuweilen verfiel er in einen ohnmachtähnlichen Schlummer. Erwachte er daraus, so flüsterte er: „Ach, bin ich denn noch in der Welt? Ich glaubte, in der ewigen Freude aufzuwachen. Es muß noch recht dunkel um mich werden, ehe der helle Morgen anbricht." Am 8. Juni morgens gegen 4 Uhr entschlief er. Ein tapferer und streitbarer Diener des göttlichen Wortes hatte seinen Lauf vollendet. Er war ein Mann, dem viele Anhänglichkeit bezeugten. Man findet noch jetzt da und dort in den Häusern sein lithographisches Bild. Ein farbiges Bild aus seinen jüngeren Jahren zeigt uns einen hageren Mann mit bartlosem, schmalem Antlitz, gesunder, rötlicher Gesichtsfarbe, schlicht gescheiteltem, blondem Haupthaar und großen, ernsten, ausdrucksvollen blauen Augen.

Die Grafen von Trivulzio als Herren im Bündnerland.

Von Ing. W. Derichsweiler, Zürich.

Am Ende des 15. Jahrhunderts diente unter dem Herzog von Mailand ein reicher Mailänder Hauptmann, *Hans Jakob Trivulz* (Gian Giacomo Trivulzio), geboren 1441 zu Mailand. Das Kriegsglück war ihm hold, und so stieg er in den Diensten von Ferdinand I. von Neapel und der französischen Könige Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. bis zu den höchsten Würden. Nach Angabe zeitgenössischer Schriftsteller war er von Natur stolz, stürmig und anmaßend, wobei er aber doch einen zwar sehr